



Lorenz Marti

Der Berg, der Dichter und das Glück

Kleines Schauspiel in sechs Akten

Prolog

Dieser Berg am südlichen Ufer des Thunersees: Ein grosses, schlichtes Dreieck. Eine Pyramide, geformt von den Urkräften der Natur. Früher von vielen gefürchtet, heute von vielen bewundert. Seit Jahrtausenden steht der stolze Koloss am Ausgang zweier Täler, unerschütterlich, mächtig und still: Der Niesen. Ursprünglich hiess er Yesen, so benannt nach dem gelben Enzian, der in der Höhe blüht.

Auf der andern Seeseite, direkt gegenüber am nördlichen Ufer, erhebt sich ein anderer Berg. Dieser ist etwas weniger hoch als der Niesen und begnügt sich deshalb mit dem Namen Niederhorn. Zu seinen Füssen liegt ein kleines Dorf: Merligen. Und direkt am See ein grosses Hotel, dessen Name an den Heiligen erinnert, der hier einst einen Drachen vertrieben haben soll.

Das Ungeheuer ist weg, der Heilige auch, dafür kommen jetzt die Touristen. Ist ja auch ein schöner Fleck, um ein paar Stunden oder Tage hier zu verweilen. Und den Blick immer wieder über den See wandern zu lassen, bis zu jenem felsigen Gesellen, der seine Umgebung weit überragt. Er bleibt seit Jahrtausenden der Gleiche und sieht doch immer wieder anders aus.

Bis ins 19. Jahrhundert haben die Menschen dem Yesen nicht viel Gutes zugetraut. Ihn zum Vergnügen zu besteigen wäre niemandem in den Sinn gekommen. Denn da oben, so befürchtete man, wächst nicht nur der kräftige Enzian – dort hausen die Geister, Dämonen und Drachen.

Dann wagten die ersten den Aufstieg. Die strenge Steigung in unwegsamem Gelände verlangte den frühen Bergwanderern einiges ab. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde auf dem Gipfel das erste Gasthaus gebaut. Wer es vermochte, konnte sich nun auch von Pferden, Maultieren oder in einer Sänfte hochtragen lassen. Nach der Jahrtausendwende folgte die Standseilbahn und der Berg verlor definitiv seine Unschuld, falls er überhaupt je eine besessen hatte.

Doch schauen wir nun einem der Niesen-Besteiger zu. Er heisst Robert Walser und lebte als brotloser Dichter in Bern. Heute

gehört er zu den bekanntesten Schweizer Autoren, seine Werke zählen zur Weltliteratur. Walser war ein leidenschaftlicher Wanderer, pardon: Spaziergänger. Auf diese Bezeichnung legte er Wert, auch wenn seine Spaziergänge nicht immer so harmlos waren, wie das Wort suggeriert. Ganz im Gegenteil.

Erster Akt: Der Dichter auf dem Berg

Um zwei Uhr nachts ist Walser einmal in Bern losmarschiert. Um sechs Uhr kam er in Thun an, der Stadt am Eingang zum Berner Oberland. Am Mittag stand er auf dem Niesen, 2362 Meter über Meer. Er öffnete eine Büchse Sardinen und ass ein Stück Brot. Dann machte er sich auf den Heimweg. Am Abend war er in Thun, um Mitternacht zurück in Bern.

Alles zu Fuss. Rund hundert Kilometer und 1800 Höhenmeter. Wahrscheinlich würde man dem heute "Niesen-Marathon" oder "Swiss-Mountain-Hiking" sagen und die Läufer mit allerlei grell leuchtendem Schnickschnack ausrüsten. Walser aber ging einfach. In einem abgewetzten grauen Anzug, einem schäbigen Hut auf dem Kopf und einem Stock in der Hand.

Ja nicht einmal von einem Marsch mochte er reden. Für ihn war es ein Spaziergang, wenn auch ein anstrengender. Der Begriff Marsch war ihm wohl zu militärisch. Beim Spaziergang dagegen schwingt etwas Freies, Unvorhersehbares und Spielerisches mit. Bei seiner Fussreise auf den Niesen muss er trotzdem ein ziemlich forsches Tempo angeschlagen haben.

Und er ging ja nicht nur zum Vergnügen (das natürlich auch). Er ging, weil er gehen *musste*. Nur so konnte er denken, dichten, sein. Eingeschlossen in die vier Wände, so meinte er, würde er jämmerlich verdorren und vertrocknen. Mehr noch: "Ohne Spazieren wäre ich tot."

Zweiter Akt: Der Niesen wird flach

Von Merligen aus gesehen besteht der Niesen im Wesentlichen aus zwei Linien, einem Schrägstrich hinauf und einem hinunter. Vielleicht sind Sie jetzt gerade im Beatus und haben die beiden Linien vor Augen. Wenn nicht, dann stellen Sie sich dieses Dreieck einfach vor. Etwas Phantasie braucht es jetzt ohnehin: Fassen Sie nun das Niesen-Dreieck an den beiden unteren Enden links und rechts und ziehen es vorsichtig in die Länge. Was passiert? Die mächtige Pyramide sinkt allmählich ab und wird flach. Am Schluss bleibt eine lange, gerade Linie.

Weg ist der Berg! Verschwunden. So wie es die Demonstranten während der Jugendunruhen der Achzigerjahre auf den Strassen Zürichs gefordert haben: "Nieder mit den Alpen! Freie Sicht aufs Mittelmeer!"

Doch halt, so weit wollen wir gar nicht gehen, das wäre schade um den stolzen Niesen. Und ein Hauch von Mittelmeer ist im Mikroklima der Bucht von Merligen, wo in den Gärten sogar Palmen wachsen, ja ohnehin schon zu erleben. Das Beatus steht bekanntlich an der Riviera des Thunersees. Einen Strand hat es auch, ja sogar Strandkörbe gibt es. Mit freier Sicht auf den Niesen!

Also Schluss mit dem Gedankenspiel. Wir haben die Bergpyramide nur vorübergehend abgeflacht, um zu einem zweiten Spaziergang zu starten. Diesmal mit meiner Mutter, die 2007 in Bern gestorben ist. Auf Berge ist sie nie gestiegen, sie mochte Steigungen nicht, und auch Wanderungen hat sie kaum gemacht. Ein Bad im See oder ein Besuch im Solbad waren ihr allemal lieber. Erst gegen Ende ihres Lebens ist sie zur Spaziergängerin geworden – zu einem Zeitpunkt, als sie kaum noch gehen konnte.

Dritter Akt: Die Verlangsamung der Welt

Es war der Arzt, welcher der alten, von allerlei Gebrechen geplagten Frau verordnet hatte, sich regelmässig zu bewegen. Und so zog sie mit unsicheren Schritten und schmerzenden Knien durchs Quartier. Sie ging langsam und schob eine Gehhilfe vor sich her.

Gelegentlich habe ich sie begleitet. Zuerst zottelten wir bis zum Wald, ein paar hundert Meter Wegstrecke. Dann wurden die Distanzen kürzer. Ihre Kräfte reichten noch bis zur Brücke über die Autobahn, später war bereits vor dem Gartencenter Endstation, wo wir uns auf eine Bank setzten und die Alpen betrachten. Auch der Niesen war von da aus zu sehen.

Ab und zu fragte sie mich, ob es mich nicht langweile, mit ihr so langsam unterwegs zu sein. Sie empfand ihre Art des Gehens als Behinderung. Dabei dachte sie weniger an sich als an die Menschen, die sie begleiteten, so wie sie sich ihr Leben lang immer mehr um die andern als um sich selber gekümmert hatte. Manchmal wurde sie ungeduldig und ärgerte sich, dass es nicht schneller ging. Und gelegentlich war sie etwas traurig.

Langweilig fand ich diese Spaziergänge nie. Ich bin es zwar gewohnt, schnell zu gehen, sehr schnell. Das hat zwei Vorteile: Ich bin bald am Ziel – vorausgesetzt, dass ich überhaupt eines habe. Und es ist gesund. Das hat aber auch einen Nachteil: Beim schnellen Gehen entgeht mir einiges. Über manche Dinge gehe ich hinweg, an anderen gehe ich achtlos vorbei.

Doch mit meiner Mutter ging es nur schrittchenweise vorwärts. Das verändert die Wahrnehmung. Die ganze komplexe Welt

reduzierte sich auf eine Wegstrecke von ein paar hundert Metern. Damit wurde sie überschaubar.



Der Strassenbelag zum Beispiel: Ich studierte seine Muster und Strukturen, sah die Risse und die geflickten Stellen, entdeckte kleine oder grössere Unebenheiten. Langweilig war das nicht.

Oder die alten Häuser entlang der Strasse: Viele waren ziemlich in die Jahre gekommen, die Fassaden verwittert. Und doch standen sie da, als stumme Zeugen einer Zeit, in der alles noch etwas langsamer ging.

Und die Gärten vor den Häusern: Die meisten waren gepflegt, einige auch etwas verwildert. Zu fast jedem Garten wusste meine Mutter eine Geschichte zu erzählen. Oder vielmehr zu den Menschen, die dort wohnten. Und sie kannte viele Menschen. Wer so langsam geht, wird oft angesprochen. Es ergaben sich kurze Gespräche mit Nachbarinnen und Nachbarn. Mir passiert das selten, vermutlich gehe ich zu schnell.

Auch die Autos reduzierten ihre Geschwindigkeit und fuhren auf den engen Quartiersträsschen im Schritttempo hinter uns her, um an einer geeigneten Stelle zu überholen. Manchmal winkte aus der Führerkabine eine freundliche Hand.

Selbst die Wolken schienen langsamer zu ziehen.

Nur die Autobahn, ganz in der Nähe, nahm von dieser Verlangsamung keine Notiz. Dort raste das Leben weiter, während es hier beinahe still stand.

Vierter Akt: Kleine Fluchten

Robert Walser ging schnell, sehr schnell. Doch gerast ist er nie. Für die wenigen Autos, die damals bereits durch die Gegend knatterten und dem Wanderer die Luft verpesteten, hatte er kein Verständnis. Ihm war es ein Rätsel, "wie man es ein Vergnügen nennen kann, so an allen Gebilden, Gegenständen, die unsere schöne Erde aufweist, vorüberzurasen, als sei man toll geworden und müsse rennen, um nicht zu verzweifeln".

Auch Walser war allerdings oft auf der Flucht vor der Verzweiflung – aber zu Fuss. Wenn er in düsterer Stimmung über einem leeren Blatt Papier sass und ihm nichts einfallen wollte, setzte er seinen Hut auf, verliess das Schreibzimmer und zog los. Irgendwohin, das Ziel war nicht so wichtig. Wichtig war das Gehen unter freiem Himmel. Es erlöste ihn von seinen Grübeleien und seiner Einsamkeit. Mit jedem Schritt wurde ihm leichter.

Meist führten seine kleinen Fluchten ihn in die nähere Umgebung. Zwischendurch trieb es ihn aber weiter. Dann konnte er kräftezehrende, erschöpfende Gewaltstouren unternehmen. Der Niesen gehört in diese Kategorie.

Man kann sich vorstellen, was Walser an diesem Berg angezogen hat: Die stille Kraft. Die Würde, die er ausstrahlt. Die Selbstverständlichkeit, mit der er seit Jahrtausenden dasteht, ohne sich für sein Dasein rechtfertigen zu müssen.

Im Unterschied zum ruhelosen Dichter hat der Berg seinen Platz gefunden.

Fünfter Akt: Ein alter Pilgerweg

Hinter dem Hotel Beatus, am Fusse des Niederhorns, führt ein alter Pilgerweg vorbei. Der Jakobsweg. Auf der Suche nach Seelenheil und Erlösung sind Menschen ihn früher gegangen, etliche bis nach Santiago de Compostela, einige noch darüber hinaus bis zum Atlantik, zu jenem westlichsten Punkt Europas, der *Finis Terrae* heisst, *Ende der Erde*. Dort verliert sich die begrenzte Welt mit ihren Feldern und Wäldern, Hügeln und Bergen in der grenzenlosen Weite des Ozeans. Vom Thunersee bis ans Ende der Welt: Eine schöne Vorstellung.

Wer nicht so weit gehen will und es lieber einsam hat, wählt hier allerdings besser die entgegengesetzte Richtung. Der Waldweg führt nicht ans Ende der Erde, aber immerhin bis zur Beatenbucht. Und er ist schön. Ebenso der Rückweg auf dem Trottoir dem See entlang, vorausgesetzt, es herrscht nicht zuviel Verkehr. Zwischendurch gibt es sie noch, jene Zeiten, wo das unaufhörliche Rauschen der Motoren etwas leiser wird. Wie an jenem kalten Wintermorgen, als sich nur wenige Autos auf die schneebedeckte Strasse wagten und das Gelände zum See über die ganze Länge mit Eiszapfen verziert war. Ein Kunstwerk der Natur, über Nacht entstanden. Und dahinter, in der Ferne, als stiller Zeuge dieses flüchtigen Winterzaubers, der bleiche, schweigsame Niesen. Solche Momente vergisst man nie.

Sechster Akt: Nahsicht statt Fernsicht

Es gibt Stunden und Tage, wo sich der Niesen nicht zeigt. Da will er seine Ruhe und hüllt sich in Wolken. Nur allzu verständlich, bei seiner exponierten Lage. Wer möchte schon die ganze Zeit so nackt und schutzlos in der Landschaft stehen?

An der Art seines Wolkengewandes lässt sich angeblich das kommende Wetter ablesen. Doch so dumm ist der Niesen nicht, uns das einfach so zu verraten. Ob er nun einen Hut trägt (dann wird das Wetter gut), einen Kragen (dann kann man sich hinaus

noch wagen) oder einen Degen (dann gibt es sicher Regen), ist erstens nicht immer eindeutig zu bestimmen und eignet sich zweitens kaum für eine verlässliche Wetterprognose.



Wie auch immer: Der Niesen verhüllt sich gelegentlich, und das ist sein gutes Recht. Wir sprechen dann von schlechtem Wetter, und schlechtes Wetter gefällt kaum jemandem. Ausser einem Menschen wie Robert Walser. Er hat Wolken, Regen und Wind nicht gescheut. Das schlechte Wetter war ihm manchmal sogar lieber als das gute. Er hat gewusst, wie relativ die Etiketten gut und schlecht sind – und wie leicht man sie austauschen kann, zumindest wenn es ums Wetter geht.

Aber was ist an trüben Tagen mit der schönen Aussicht? Die fehlt, gewiss. Das ist schade, aber nicht weiter tragisch, meint der spazierende Dichter. Denn auch die Nahsicht verspricht einiges – wenn man genau hinsieht. Frech erklärt er: "Ich pfeife auf süperbe Aussichten und Hintergrund-Kulissen. Wo die Ferne verschwindet, rückt die Nähe zärtlich nahe."

Die zärtlich nahe Nähe: Sie ist jederzeit und überall zu erfahren. In diesem Moment. Genau da, wo Sie jetzt sind. Ob zuhause, im Büro oder im Restaurant. Ob in Kleindöttingen, Bern, Stuttgart - oder in Merligen: Das Beatus ist dafür kein schlechter Ort, ganz im Gegenteil. Schliesslich bedeutet sein vielversprechender lateinischer Name nichts weniger als Glückseligkeit.

*Lorenz Marti ist Autor und Publizist in Bern. Sein Bücher erscheinen im Herder-Verlag. Weitere Infos:
www.lorenzmarti.ch*

© 2016 Lorenz Marti